

Karl Heinz Göller

Zehn Jahre Universität Regensburg aus der Sicht des Gründungsdekans der Philosophischen Fakultät

Der Bitte des Präsidenten, über die Gründung der Philosophischen Fakultät und ihrer Fachbereiche, die ursprünglichen Erwartungen und Hoffnungen sowie die weitere Entwicklung anlässlich des 10jährigen Jubiläums ein paar Zeilen zu schreiben, habe ich nur mit innerem Widerstreben entsprochen. An die Pionierzeit in Regensburg brauchen die aktiv Beteiligten nicht erinnert zu werden. Selbst kleine, unbedeutende Ereignisse der für die weitere Entwicklung so wichtigen Anfangsphase wirken noch heute lebhaft nach — im Gegensatz zu manchen mindestens ebenso bedeutsamen Geschehnissen Anfang und Mitte der siebziger Jahre, die schon jetzt im Limbus des Halbvergessens untergetaucht sind. Den Unbeteiligten aber die damalige geistige Situation in Regensburg klarzumachen, ist außerordentlich schwer, da Motivation, Intention und Bewußtsein der damaligen Regensburger Professoren, Assistenten und Studenten durch die Ausnahmesituation der Gründungsphase gekennzeichnet waren.

Die vor ihrer Ernennung in Regensburg schon Professoren gewesen waren, kamen von traditionellen Universitäten, wo ihr Entschluß, den Ruf an eine Neugründung anzunehmen, ungläubig bestaunt und verständnislos kommentiert worden war. Regensburg — of all

places . . . mir klingt es noch in den Ohren! In Regensburg selbst hörte man ebenso verwunderte, nicht gerade von übermäßigem Selbstbewußtsein kündende Fragen der örtlichen Bevölkerung: Was hat Sie veranlaßt, von der berühmten Universität X ausgerechnet nach Regensburg zu gehen? Das neue Selbstbewußtsein des „Mir san aa wer“ war 1967 noch nicht geboren; Professoren der Universität glauben manchmal mit dem dieser Gruppe auch heute noch eigenen Selbst- und Sendungsbewußtsein, daß sie zu dieser Bewußtseinsbildung nicht unwesentlich beigetragen haben.

Günstige Ausgangslage

Die Ausgangssituation war in Regensburg günstig. Stadt und Umland hatten bereits jahrzehntelang um ihre Universität gekämpft. Den Professoren wurde Achtung, Freundlichkeit und Sympathie entgegengebracht; mindestens über die ersten dreißig erschienen in

**Prof. Dr. Karl Heinz Göller war bei der
Eröffnung der Universität Dekan der
Philosophischen Fakultät.**

den örtlichen Tageszeitungen bis zu halbseitige Artikel und Interviews, die Gesichter der Amtsträger waren der Bevölkerung fast so bekannt wie Oberbürgermeister und Parteivorsitzende.

Die Professoren gingen mit großem Elan, zuweilen auch mit Übereifer an die Arbeit. Die meisten waren damals davon überzeugt, daß in Regensburg eine Reformuniversität mit ganz neuen Zügen, ja sogar mit Modellcharakter für alle anderen Universitäten, aufgebaut werden könnte. Heute sieht man klarer, daß wir damals vor allem wußten, was wir nicht wollten, welche Fehler und Mißstände der traditionellen Universitäten wir vermeiden, welche Verkrustungen wir aufbrechen wollten. Weniger präzise waren die Vorstellungen hinsichtlich der Gremien und Instrumentarien, mittels derer die hochgesteckten Ziele verwirklicht werden sollten: effizientere Organisationsformen, kooperative Gremien, interdisziplinäre Zusammenarbeit, partnerschaftliches Verhältnis zu den Studenten, Anhäherung von Forschung und Lehre, Praxisbezogenheit des akademischen Unterrichts.

Die damals alle erfüllende Begeisterung, das Gefühl, an einem Jahrhundertwerk zu arbeiten, der Idealismus der Pionierzeit brachten selbst dann Resultate, wenn durch Mangel an Erfahrung und Umsicht, durch Ergeiz und Rechthaberei Fehler gemacht wurden. Nahezu alle Professoren waren davon überzeugt, daß Gründung und Aufbau der Universität Regensburg für sie nicht nur eine Aufgabe unter vielen ähnlichen sein würde, sondern die bedeutsamste, verantwortungsvollste und folgenreichste ihrer gesamten akademischen Laufbahn. Sitzungen, Kommissionen und Besprechungen machten einen großen Teil der Arbeitszeit aus. Wochen mit über 30 Stunden Sitzungen (neben der vollen Lehrverpflichtung) waren keine Seltenheit. Schon das ungläubige Staunen der heute neu zu uns stoßenden Kollegen über Berichte dieser Art läßt erkennen, daß diese (bedeutsame) Phase der Universitätsgründung abgeschlossen ist. Für die Gruppe der Assistenten gilt Ähnliches wie für die Professoren. Das Verhältnis derjenigen, die als Assistenten von einer anderen Universität kamen, zu denen, die erst in Regensburg ernannt wurden, war etwa dasselbe wie das der Professoren, die an anderen Universitäten Ordinarien gewesen waren, zu den erst in Regensburg ernannten ehemaligen Privatdozenten. Mit Begeisterung, Schwung und Idealismus gingen sie an die neuartige Aufgabe. Freundschaftliche Beziehungen zu den Professoren waren die Regel, Fächer und Fachgruppen gaben sich nach außen als zusammengehörige **happy families**, bei denen auch ein gelegentlicher Familienkrach die harmonische Atmosphäre nicht entscheidend stören konnte. Im Gegensatz zu den traditionellen Universitäten arbeiteten die Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter in den ersten Semestern relativ selbständig, so etwa

am Ägidienplatz in der Bibliothek, aber auch im Thon-Dittmer-Haus und nach dem Umzug im Sammelgebäude. Vielleicht liegt es u. a. auch daran, daß die Assistenten mit dem Begriff Universitätsreform allmählich Assoziationen verbanden, die sie von der Gruppe der Ordinarien trennten: Reform bedeutete für sie mehr und mehr Abbau von inneruniversitären Herrschaftsstrukturen, Wegfall von Befähigungsnachweisen, insbesondere natürlich der Habilitation, volle Gleichberechtigung mit den Professoren. Aber natürlich war das keine für Regensburg spezifische Entwicklung; sie wurde auch von außen induziert, verlief zumindest aber parallel zu ähnlichen Erscheinungen in der gesamten Bundesrepublik.

Negative Wirkungen des Paritätenschlüssels

Der Gegensatz des damaligen „Mittelbaus“ zu den Professoren war in Regensburg sicherlich nicht virulenter als an anderen Universitäten; nur wurde der Absturz aus familiärer Harmonie in Gruppenantagonismen in Regensburg stärker und schmerzlicher empfunden, und zwar nicht nur im Lager der Professoren. Zur Verschärfung und Vertiefung der Gegensätze führte das neue Mitbestimmungsmodell, der sog. Paritätenschlüssel (Professoren, Assistenten und Studenten waren seit Sommer 1968 in allen Gremien nach dem Proporz 50:25:25 vertreten). 1967 glaubte man mit der neuen Organisationsform des Fachbereichs den Stein der Weisen gefunden zu haben. Die alten Fakultäten waren in der Mehrheit zu groß und daher kaum noch arbeitsfähig gewesen — die darin nicht vertretenen Assistenten hatten in ihnen Honoratiorenclubs gesehen. Zunächst ließen sich die neuen Fachbereiche auch gut an. Der Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften z. B. hatte zwölf Mitglieder und konnte daher sehr effizient arbeiten. Dann aber trat die neue Satzung in Kraft und führte den von Regensburg selbst vorgeschlagenen Proporz ein, und zwar ohne den damals heiß umstrittenen „Negativkatalog“, der Studenten und Assistenten von der Mitbestimmung in bestimmten Haushalts-, Prüfungs- und Berufungsangelegenheiten ausschließen sollte.

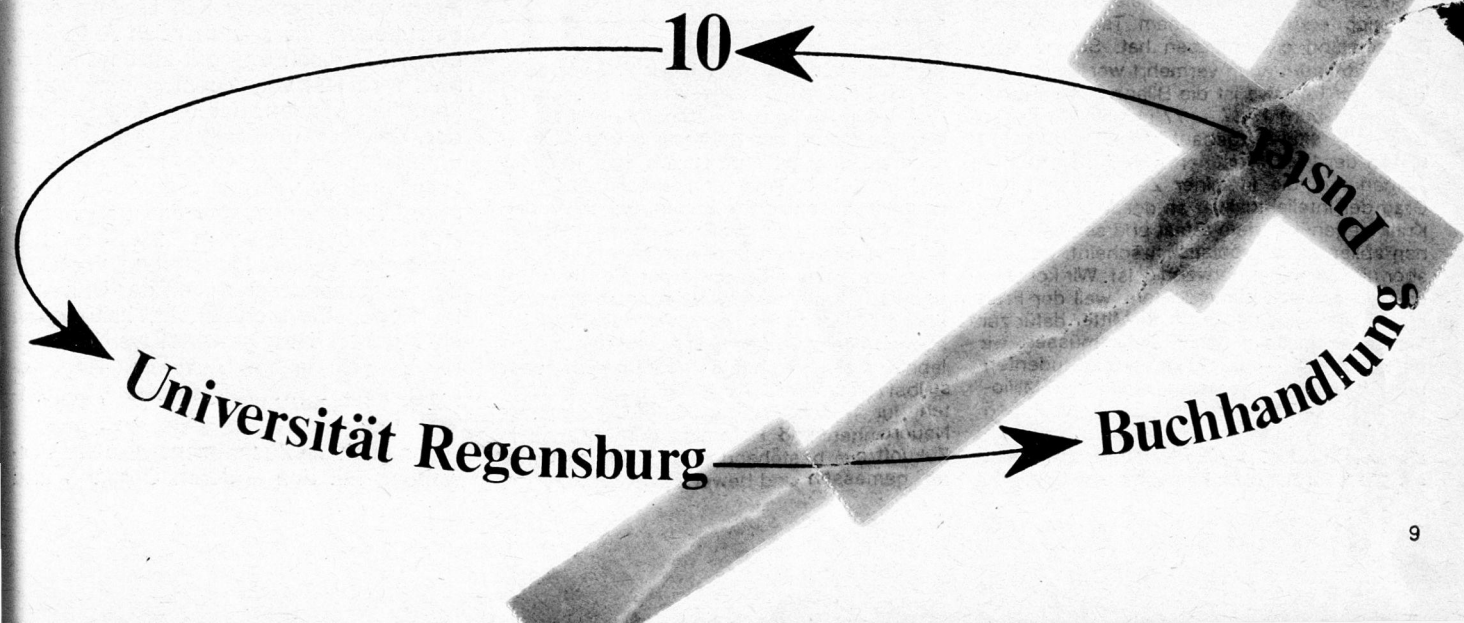
Die Folge war, daß die bis dahin arbeitsfähigen Fachbereichsräte zu fakultätsähnlichen Gebilden anschwellen und genauso schwerfällig und unbeweglich wurden wie die alten Fakultäten. Noch abträglicher für Zusammenarbeit und Atmosphäre aber war der fast schlagartig eintretende Auseinanderfall der Fachbereichsräte in zwei einander feindlich gegenüberstehende Gruppen: Assistenten und Studenten auf der einen, Professoren auf der anderen Seite. Noch heute fällt es schwer, die damalige Motivation der wissenschaftlichen Mitarbeiter nachzuvollziehen. Einen offenbar ausschlaggebenden Grund nannte mir auf einer Tutzingener Tagung der da-

malige Vorsitzende der Bundesassistentenkonferenz. Herr W. sagte: „Wir brauchen die Studenten als ‚pressure group‘ für die Durchsetzung unserer Forderungen.“

Es ist für mich keine Frage, daß die damaligen Gruppenkämpfe der Idee der **universitas scientiarum et litteratorum** nicht gedient haben, sondern Zusammengehöriges in Frage gestellt oder zerstört haben. Die Folgen wirken noch heute nach, wenn auch nur in Form eines seelischen Traumas; die Auseinandersetzungen werden mit dem jugendlichen Idealismus bzw. der rigoristischen Neuerungsfeindlichkeit der Beteiligten erklärt und entschuldigt. Gelegentlich hört man sogar Bedauern darüber, daß die Turbulenz der damaligen Unruhen einem politischen Desinteresse gewichen sei. Solchen Auffassungen sollte man entgegenretten. Zu den Prämissen der Regensburger Neugründung gehörte die Absicht, das Freund-Feind-Denken zwischen den Gruppen zu vermeiden bzw. abzubauen; man dachte eher an eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, als an das Konfliktmodell widerstreitender Gruppen.

Gemeinsamkeiten wurden aber gewahrt

Daß eine solche Gemeinsamkeit bei allen vorgegebenen Unterschieden der Interessen, Bedürfnisse, politischen Einstellung und Ideologie möglich ist, haben die ersten Semester der Regensburger Universität bewiesen. Hunderte von Beispielen könnten dafür herangezogen werden. Selbst über Entwürfe von Prüfungsordnungen etc. wurde in zeit- und kraftraubenden Sitzungen, Diskussionen, Kommissionen und Gremien (sogar den für diese Zwecke völlig ungeeigneten Vollversammlungen) Konsensus erzielt, ein Beweis dafür, daß damals Argumente zählten. Beispiele könnten aber auch aus der Zeit nach 1975 angeführt werden. Die Normalisierung der Verhältnisse an den Universitäten Bayerns ist sicherlich nicht nur auf das Bayerische Hochschulgesetz zurückzuführen; auch wirtschaftliche Entwicklungen, Kapazitäts- und Stellenprobleme haben das Ihrige beigetragen. Heute fragen die Studenten nicht mehr nach dem Für und Wider der Universitätsreform, sondern nach den Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Daraus erwachsen uns Universitätslehrern Aufgaben und Verpflichtungen, die wir für die Studenten und mit ihnen erfüllen müssen und wollen. Wir sitzen in einem Boot. Sicherlich also ist die Rückbesinnung kein „Blick zurück im Zorn“. Natürlich werden alle Mitarbeiter der ersten Stunde mit Groll auf mehrere Phasen der Entwicklung zurückblicken, Groll allerdings nicht nur auf „die anderen“, sondern auch auf eigene Fehler, Versäumnisse, Überreaktionen und Halbherzigkeiten. Schmerzlich ist auch die Erinnerung an zu optimistische Prognosen, die unrealistische Einschätzung von Möglichkeiten und Chancen der Universitätsreform, an frucht-



lose Querelen zwischen Kollegen und Gruppen, die sich hätten verstehen können und müssen.

Aber all diese Mißlichkeiten haben (für die meisten — gottlob) ihre Schärfe und damit ihre Bedeutung verloren. Sie werden in der richtigen Perspektive gesehen, und zwar als Begleiterscheinungen eines von uns allen getragenen Prozesses, der Gründung einer neuen **univesitas**.

Guter Ruf der Universität Regensburg

Ein Gefühl des Stolzes ist daher berechtigt. Das Urteil der Gründungsmitglieder ist vielleicht voreingenommen und parteilich. Die deutschen und ausländischen Kollegen aber versichern uns ebenfalls immer wieder, daß Regensburg unter den Neugründungen eine besondere Position einnimmt. Gelobt werden (nicht ohne qualifizierende Einschränkungen) die Architektur der Einzelgebäude und des Ensembles, die Organisationsform und die Bibliothek. Dem Anglisten sei es gestattet darauf hinzuweisen, daß sich zumindest die neusprachlichen Abteilungen mit denen anderer deutscher Universitätsbibliotheken messen können. Ähnliches soll, wie ich höre, für eine Reihe weiterer Bereiche gelten, die ebenso wie die Bibliothek des Fachbereichs Sprach- und Literaturwissenschaften, unter der Voraussetzung angemessener Haushaltsansätze in den kommenden Jahren, zu vorbildlichen Bibliotheken ausgebaut werden könnten.

Mit Freude registrieren wir die Anerkennung, die Regensburgs Universität in Deutschland und im Ausland gefunden hat. Publikationen Regensburger Forscher fanden in der ganzen Welt Resonanz, wissenschaftliche Reihen gibt es in mehreren Fächern und Fachbereichen, Zahl und Qualität der Promotionen und Habilitationen lassen sich mit anderen Universitäten vergleichen. Partnerschafts- und Austauschangebote kommen aus allen Teilen der Welt — sehr viel mehr, als wir jemals akzeptieren und realisieren können. Mehrere amerikanische Universitäten senden regelmäßig Gruppen von Studenten mit Resident Directors nach Regensburg, deutsche Studenten und Lehrpersonen reisen im Austausch in die USA und zahlreiche andere Länder. Besonders deutlich zeigt sich die weltweite Verflechtung auf dem Gebiet der Gastvorträge. Aus allen Teilen der Welt kamen Professoren zu Gastvorträgen bzw. Gastsemestern, Regensburger Gelehrte lasen an zahlreichen ausländischen Universitäten. Erstaunlich ist schließlich die große Zahl von nationalen und internationalen Kongressen, die sich für Regensburg als Austragungsort entschieden. Schon 1970 fand im damaligen Sammelgebäude der deutsche Neuphilologentag statt. Ihm folgten große Tagungen nahezu aller Disziplinen und Fächer. Vor kurzem beherbergte die Universität den Germanistenverband, kurz darauf den deutschen Anglistentag. Weitere große internationale Kongresse werden augenblicklich vorbereitet, so z. B. der Kongreß der Société Internationale Arthurienne, die sich erstmals zu einem Tagungsort in Deutschland entschlossen hat. Solche Beispiele könnten noch vermehrt werden.

Trotz aller Passiva ist die Bilanz der Universität Regensburg 1967 — 77 positiv. Wir haben eine Universität aufgebaut, die in Deutschland und in der Welt angesehen genießt. Dazu eine Anmerkung, die in einer Zeit, da man den Grad der Intellektualität an der Massivität der Kritik gegenüber dem Staat und seinen Organen abliest, anachronistisch scheint, deshalb aber nicht weniger notwendig ist: Wir konnten diese Universität nur errichten, weil der Freistaat Bayern und der Bund die Mittel dafür zur Verfügung gestellt haben. Dafür müssen wir dankbar sein — wir: Lehrende, Studenten und Angestellte. Die vielen investierten Millionen bedeuten für uns alle eine Verpflichtung zur Leistung. In Regensburg lehren bzw. studieren zu dürfen, ist ein Privileg, das wir nicht als selbstverständlich hinnehmen sollten.